

Die Beziehungen eines anderen, politisch jedenfalls teilweise konform orientierten Philosophen des 20. Jahrhunderts und ebenfalls Schüler Edmund Husserls, des 1889 in Meßkirch geborenen Martin Heidegger, zu Beuron beleuchtet Hugo Ott. Für Heidegger gehörte Beuron zur heimatlichen Umgebung im Wortsinn, er genoß im Kloster sogar das Privileg, sich zur Arbeit in eine eigene Zelle im Mönchtrakt zurückziehen zu dürfen. Die unweit gelegene Burg Wildenstein im Besitz der Fürsten von Fürstenberg sollte für wenige Wochen im Frühjahr 1945 auch zum Rückzugsort einiger Professoren und Studenten der Freiburger Philosophischen Fakultät werden. Dieter Speck beschreibt, gestützt auf neu erschlossene Dokumente aus dem Universitätsarchiv, diese ‚bizarre‘ Episode „zwischen Flucht und Fiktion“ (S. 169).

Die Verdrängung Raphael Walzers aus dem Abbatat im Jahr 1937 war auch Folge tiefer innerer Zerwürfnisse in Beuron, dessen Konvent politisch gespalten war. Franz-Josef Ziwes spricht in seinem Aufsatz auch die nicht restlos zu klärende dubiose Rolle von P. Dr. Hermann Keller an, eines erwiesenen Mitarbeiters des NS-Sicherheitsdienstes, widmet seine auf neuen Archivrecherchen aufbauenden Ausführungen aber vor allem dem Verhältnis der Erzabtei „zu den regionalen Instanzen von Partei und Staat“ während der Diktatur (S. 139). Insgesamt wird aus seiner quellengesättigten Studie, die sich geradezu wie ein Krimi liest, deutlich, wie ambivalent das Handeln der meisten Akteure war, aber auch, warum es sich häufig einer eindeutigen Bewertung entzieht.

*Dietmar Schiersner*

*Peter Eitel*: Geschichte Oberschwabens im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 2: Oberschwaben im Kaiserreich (1870-1918). Ostfildern: Thorbecke 2015; 360 S, zahlr. Abb., 29,90 EUR

Wie Peter Eitel in seinem Vorwort zum ersten Band eingangs feststellt, gibt es eine „umfassende Geschichte Oberschwabens [...] bisher nicht und wird es so schnell auch in Zukunft nicht geben.“ Selbst ein handlicher Überblick, wie ihn Rolf Kießling eben mit seiner „Kleinen Geschichte Schwabens“ publiziert hat, womit der Raum des heutigen Bayerisch Schwabens, also des ehemaligen östlichen Oberschwabens gemeint ist, fehlt noch, sei es für das frühere Oberschwaben vom Lech bis zum Schwarzwald oder auch für das württembergische Oberschwaben nach 1800. Der von Hans-Georg Wehling 1995 herausgegebene verdienstvolle Sammelband „Oberschwaben“ kann die Lücke nicht füllen, denn er „stellt keine Geschichte Oberschwabens dar“, sondern will „eine Landeskunde sein“. Kann sich der eifrige Leser, wenn auch zeitraubend nach der Lektüre „zahlloser Einzeluntersuchungen und Quelleneditionen“ vor allem der letzten Jahre, sich mittlerweile ein Gesamtbild der oberschwäbischen Geschichte im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit verschaffen, so erleichtert die bayerische Geschichtspolitik für das heute bayerische Schwaben den Zugang zu dessen Geschichte. Im Rahmen des Handbuchs der bayerischen Geschichte befasst sich bereits in dritter Auflage ein ganzer Band von 945 Seiten mit der „Geschichte Schwabens bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts“. Sehr viel schlechter noch als um die Kenntnis der vormodernen Geschichte Oberschwabens steht es um die Kenntnis der Geschichte des 19. und vor allem des 20. Jahrhunderts. Einer Vielzahl verstreuter Veröffentlichungen zur Geschichte vor 1800 steht eine durchaus überschaubare Zahl von Untersuchungen zur neueren Geschichte gegenüber. Ohne institutionelle Rahmenbedingungen wie in Bayern hat der vormalige Stadtarchivar von Ravensburg, Dr. Peter Eitel, im Alleingang gewagt, „wenigstens die jüngere Geschichte der Region zwischen Schwäbischer Alb und Bodensee [...] darzustellen“, unterstützt nur durch Zuschüsse zu Reise- und Druckkosten von der Stiftung Oberschwaben und weiteren Sponsoren. Vorbereitet durch sein 2004

erschienenes Buch über „Ravensburg im 19. und 20. Jahrhundert“ wusste er, worauf er sich einließ.

Peter Eitel bestätigt die Vorurteile über die unterschiedlichen Charaktere von Altwürttembergern und Oberschwaben, die er selbst in seinem Werk ausführlich zitiert. In altwürttembergischer Disziplin, genau in seinem angekündigten Zeitplan, hat er den zweiten Band seiner enzyklopädischen „Geschichte Oberschwabens im 19. und 20. Jahrhundert“ publiziert. Wenn er dabei wiederum in „weitgehend unbeackertes Neuland“ vorstieß, so hatte er wieder fast nicht zu bewältigende Quellenmassen zu bearbeiten. Im Vorwort werden kurz die wesentlichen Quellen genannt, neben den Akten in den Archiven vor allem die minutiös ausgewerteten zeitgenössischen Zeitungen und die vorzügliche württembergische Statistik. Mit der Einschränkung seines Untersuchungsraumes auf das württembergische Staatsgebiet südlich der Donau folgt der Autor dem Sprachgebrauch und dem Selbstverständnis seiner Bewohner im Untersuchungszeitraum. Auf die zehn südlichen württembergischen Oberämter hatte sich der Begriff Oberschwaben verengt, zu dem sich die nunmehr badischen, hohenzollerischen und bayerischen Staatsbürger in dem vorigen politischen Fleckerlteppich zwischen Lech und Schwarzwald nicht mehr zugehörig fühlten. Eine Bearbeitung des vorigen „Groß-Oberschwabens“ mit seiner disparaten Quellenlage müsste jeden einzelnen Autor überfordern.

In seiner Einleitung fasst Peter Eitel bündig die Entwicklung im Zeitraum von 1800-1870 zusammen, die im ersten Band vermisst worden war, als Ausgangspunkt seiner Darstellung im 2. Band: ein moderater Bevölkerungszuwachs, die beginnende Auflösung der wirtschaftlichen Symbiose mit der Ostschweiz, die Beseitigung der feudalen Bindungen der Landwirtschaft mit den Folgen ihrer Abhängigkeit von den Marktgesetzen, der verzögerte Beginn der Industrialisierung, die erste „Verkehrsrevolution“ durch die Eisenbahn, die Integration in einen umfassenden Rechtsstaat mit gesicherten und erweiterten Bürger- und Mitbestimmungsrechten, die polarisierenden Folgen einer Zentralisierung der katholischen Kirchenorganisation und die Verödung zur Kulturprovinz. Nach diesem Rückblick beginnt der Band mit dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71, er endet mit dem Ersten Weltkrieg, beides auch entscheidende politische Zäsuren. Die Gliederung der dazwischen liegenden Teile zu den verschiedenen sachlichen Themenbereichen entspricht fast völlig der Gliederung in Band 1 auch mit jeweils ähnlichen Seitenumfängen.

Von Kriegsbegeisterung war 1870/71 in Oberschwaben auch nach den ersten Siegen wenig zu spüren. Zu materiellen Einschränkungen kam es kaum, die Zahl der Kriegstoten blieb klein (Teil 1). Die Eingewöhnung in das neue „Deutsche Reich“ dauerte lange, es „brauchte Zeit, um die Oberschwaben zu deutschen Patrioten zu machen“. Trotz aller Vorbehalte gegen den protestantisch geprägten württembergischen Staat, blieb man eher württembergischer, als deutscher Patriot (Teil 2). Eine solide, effektive und sparsame Verwaltung sicherte eine Entwicklung, von der ein Franzose schwärmte: „Wer von Württemberg spricht, der spricht von einem der wohlhabendsten und freiesten Staaten der Erde. Eine Region der Demokratie, der einflußreichen mittleren Klassen, der municipalen Freiheiten und einer ausgezeichneten Gesamtverwaltung, einer zeitgemäßen Volkserziehung – kurz, eine besser ausgewogene, nach allen Seiten sich entwickelnde Gesellschaft kann es kaum geben.“ Bei den Reichstagswahlen von Anfang an, bei den Landtagswahlen bis 1890 erst zögerlich, zeichnete sich eine klare parteipolitische Einfärbung der politischen Landkarte ab. Die katholische Zentrumspartei erzielte nun stets zwischen 80 und 90 % der Stimmen. Oberschwaben wurde zur „schwarzen“ Bastion. Nur in Oberämtern mit relevanten protestantischen Bevölkerungsanteilen konnten die Liberalen einen bescheidenen, aber schwindenden Anteil an Wählerstimmen verbuchen. Noch bescheidener blieben entsprechend der verzögerten Industrialisierung die Wahlerfolge der 1878-1890 verbotenen Sozialdemokratie. Die allgemeine politische Tendenzwende zur absoluten Vor-

herrschaft der Zentrumsparterie spiegelte sich auch in der Zeitungslandschaft, alle, auch vordem liberale Blätter agierten nun als „streitbare katholische Zeitungen“.

Oberschwaben blieb in dieser Periode eine ländlich geprägte Region (Teil 3). Zwischen 50 und mehr als 60 Prozent der Bevölkerung lebten weiterhin von der Landwirtschaft. Die mittelbäuerliche Struktur verstärkte sich durch die Teilung größerer Güter. Aus Lehenhöfen war freies Eigentum der Bauern geworden. Auch wenn damit der rechtliche Zwang wegfiel, vererbten die oberschwäbischen Bauern ihre Höfe meist weiter nach dem Anerbenrecht des ältesten Sohnes. Mehr als die Agrarverfassung änderten sich die Anbauverhältnisse. Oberschwaben verlor die Schweiz als wichtigsten Absatzmarkt für sein Getreide, sie konnte sich nun dank des Eisenbahnbaues und der Rheinschiffahrt billiger mit Getreide aus Osteuropa und sogar Amerika versorgen. Nicht mehr in der Schweiz im Süden, sondern nun im Norden lagen die neuen Absatzgebiete des oberschwäbischen Getreides. Statt des „alemannischen“ Dinkels wurde vermehrt Weizen und Hafer angebaut. Der Kartoffelanbau steigerte seine Fläche auf das mehr als Dreifache. Der Weinbau wurde fast nur noch im Oberamt Tettngang auf kleinen Flächen betrieben, er erlag Rebkrankheiten und dem Import besserer Weine. Im Allgäu breiteten sich Grün- und Milchwirtschaft auf Kosten des Ackerbaus aus. Die Milch brachte den Bauern Erträge, dass sie keine Milch für den eigenen Verbrauch zurückhielten und „die Kinder schon früh an das Biertrinken gewöhnt“ wurden. Im südlichen Oberschwaben führte Obst- und Hopfenbau zu solchem Wohlstand, dass ganze Dörfer ein neues Gesicht durch die Neubauten der Jahrhundertwende erhielten. Nebenbei erfährt man, dass im seinerzeit angeblich so fischarmen Bodensee 1912 deutlich mehr Felchen gefangen wurden als in den letzten Jahren.

Die Industrialisierung Oberschwabens erfolgte sehr verzögert und lange nur inselhaft in einzelnen Städten (Teil 4). Die württembergische Gewerbeordnung hatte die letzten Zunftschranken beseitigt und der Eisenbahnbau ab Mitte des Jahrhunderts ermöglichte den Transport der benötigten Steinkohle. Aber die weiten Transportwege verteuerten die Transportkosten und die verfügbare Wasserkraft war für größere Betriebe unzureichend. Schweizer Kapital musste in den Anfängen die fehlende Kapitalkraft der Region ersetzen. Nur zwischen 15 und 20 Prozent aller im Gewerbe Erwerbstätigen und nur ca. 5 % aller Erwerbstätigen überhaupt waren Arbeiter. Auch die größten Betriebe beschäftigten nur einige hundert Arbeiter. In der größten Fabrik Oberschwabens, der Maschinenfabrik Schatz in Weingarten, arbeiteten vor dem Ersten Weltkrieg etwa 700 Personen, im Luftschiffbau Friedrichshafen waren es vor dem Krieg erst 585 Beschäftigte. Den höchsten Industrialisierungsgrad in Oberschwaben wies das Oberamt Ravensburg mit fast einem Drittel aller Industriearbeiter auf, es folgten das Oberamt Ehingen mit seiner Zementindustrie und das Oberamt Waldsee mit seinem noch kaum mechanisierten Torfabbau. Der Anteil der in der Textilindustrie Beschäftigten betrug etwa ein Drittel. Die als landwirtschaftlicher Nebenerwerb vielfach betriebene Handspinnerei war im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgegeben worden. Die Handweberei deckte seit langem nur noch den örtlichen Bedarf. In Ravensburg und Umgebung entstanden einige mechanische Leinenspinnereien, die aber Ende des Jahrhunderts der billigeren Baumwollproduktion erlagen. Statt dessen nahmen einige Fabriken die „Weißwaren“-Produktion und von gestickten Vorhängen auf. Dennoch überrundete in Ravensburg die Zahl der Arbeiter in der Metallindustrie Anfang des 20. Jahrhunderts die der in der Textilproduktion Tätigen. Eindrucksvoll schildert Eitel die miserablen Arbeitsbedingungen und -zeiten der Frauen und auch Kinder, die vor allem in der Textilindustrie beschäftigt wurden.

Was die Industrialisierung entlang der neuen Eisenbahnlinien begünstigt hatte, hatte sehr unterschiedliche Folgen für den Handel (Teil 5). Vom Import billigeren ausländischen Getreides profitierte zunächst Friedrichshafen als Umschlagplatz für den Export in die Schweiz, die Konkurrenz dieses Getreides führte aber zum Niedergang der oberschwäbischen

Getreidemärkte. Die erleichterte Mobilität durch Bahn und ab 1900 auch durch Omnibuslinien machte den bis dahin verbreiteten Hausiererhandel überflüssig, die Bewohner der Landgebiete konnten nun die Geschäfte in den benachbarten Kleinstädten und Pfarrorten besser erreichen. Vor allem aber ermöglichte die Eisenbahn erst die Entwicklung des Fremden- und Ausflugverkehrs. Der Schwäbische Merkur staunte: „Was der erhabenen Natur des Bodensees nicht möglich war, sich gerechte Anerkennung zu verschaffen, das hat in kurzer Zeit der Dampf bewirkt. Friedrichshafen ist der Hauptstapelplatz der Naturgenuß oder Erholung suchenden Reisenden eines großen Teiles von Süddeutschland geworden.“ Dass die Lage der Bevölkerung gerade auch ihres ärmeren Teils trotz eines eingreifenden Strukturwandels vergleichsweise gut war, beweisen die Einlagen bei den oberschwäbischen Sparkassen, die deutlich über dem württembergischen Durchschnitt lagen.

Die Bevölkerung Oberschwabens wuchs in dem von Eitel behandelten Zeitraum stetig, aber mäßig und geringer als im Landesdurchschnitt, das lag an einem Wanderungsverlust und einer geringeren Geburtenrate (Teil 6). Sie war wiederum die Folge von weniger Heiraten, da das bäuerliche Anerbenrecht den nachgeborenen Geschwistern kein Auskommen bot. Die Wachstumsregionen lagen im Süden der Region, die nördlichen Oberämter blieben hinter dem Durchschnitt zurück. Die Spitzenreiterrolle hatte immer das industriestärkste Oberamt Ravensburg inne, erst ab der Jahrhundertwende konnten die Oberämter Tettngang und Wangen einen Zuwachsboom verbuchen. Differenziert geht der Autor auf die Lage einzelner Bevölkerungsgruppen ein, den Adel, die ländliche Unterschicht mit den Hütetkindern, denen der Schulbesuch versagt war, die verschiedenen Schichten der städtischen Bevölkerung, die jüdischen Bürger, die italienischen Fremdarbeiter, ohne die sich die großen Infrastrukturbauten gar nicht hätten bewältigen lassen, und das fahrende Volk.

Dass sich der Staat in diesen Jahrzehnten verstärkt mit den Lebensbedingungen der Bevölkerung befasste (Teil 7), war eine Folge der Entwicklung vom Ordnungsstaat zum Daseins-Vorsorgestaat und Sozialstaat als Folge des Wandels der Gesellschaft von einer statischen, vornehmlichen ländlichen Gesellschaft zur Industriegesellschaft. Für eine mobil gewordene Arbeiterschaft wurde in der Not nicht mehr der ursprüngliche Heimatort, sondern der jeweilige Wohnort zuständig. Krankenkassen hatten statt eines brüchig gewordenen sozialen Netzes eine Grundversorgung im Krankheitsfall zu sichern. Die Versorgung in multifunktionalen Spitälern wurde ersetzt durch professionelle Betreuung in den neugebauten Krankenhäusern und Pflegeanstalten. Nach privaten und kommunalen Anfängen übernahm der Staat die Arbeitsvermittlung.

Der gesellschaftliche und wirtschaftliche Wandel fand in veränderten Stadt- und Ortsbildern sichtbaren Ausdruck (Teil 8). An die Stelle regionaler Architektur trat der allgemeineuropäische Historismus. In dem Bauboom der wohlhabenderen Agrarregionen kopierten die Bauernhäuser nun vereinfachte städtische Bauformen. In den Städten schmückten sich die Geschäftshäuser mit den historistischen Fassaden. In bevorzugten Wohnlagen vor den Altstädten erbauten sich Unternehmer und Rentiers ihre Villen. Der Staat benötigte für seine gewachsenen Aufgaben neue Amtsgebäude und errichtete eindrucksvolle Bauten, in denen der Staat sich repräsentierte, anders als die heutigen auswechselbaren Wabenbauten der Verwaltung. Die technische Entwicklung und die vom Staat geforderte Daseinsvorsorge zwang ihn nach dem Eisenbahnbau zu weiterem flächendeckenden Ausbau der Infrastruktur mit Strom- und Wasserversorgung.

Von der staatlichen Bevormundung hatte sich die katholische Kirche weitgehend befreit (Teil 9). Aber was die Kirche an Freiheit vom Staat gewann, verlor sie an innerer Freiheit. Ungefiltert konnte sich nun der päpstliche und kuriale Zentralismus durchsetzen. Es formierte sich ein weitgehend geschlossenes sog. „ultramontanes“ Milieu, hörend auf die Weisungen

aus Rom (ultra montes = von jenseits der Berge), geführt von einem wieder konservativen Klerus, wieder traditionelle Frömmigkeitsformen pflegend, organisiert in einem Netz katholischer „Standesvereine“, politisch vertreten durch die katholische Zentrumspartei und informiert durch das Katholische Sonntagsblatt und die Zentrumszeitungen. Unter dem Eindruck, sie seien Staatsbürger zweiter Klasse, fanden sich die Katholiken zu einer Abwehrfront zusammen. Als räumlich segregierte konfessionelle Minderheit vertraten sie in einem mehrheitlich protestantisch geprägten Land und Staatswesen ihre ineinander verwobenen religiösen, politischen und regionalen Interessen. Der Blutritt in Weingarten war eine selbstbewusste Demonstration des Glaubens, er war ebenso eine Demonstration oberschwäbischen Stolzes. Die Wiedergründung von Klöstern und Niederlassungen von Männerorden blieben ihnen versagt, aber zu seiner eigenen Entlastung in Aufgaben der Daseinsfürsorge ließ der Staat die Gründung von Schwesterngemeinschaften zu. Aufgrund der rasch steigenden Schwesternzahlen entstand bald in jeder Pfarrei eine Station mit Schwestern, die die Kinderschulen betreuten, Mädchen Handarbeitsunterricht gaben und Kranke besuchten.

Der Anteil der Protestanten an der Gesamtbevölkerung stagnierte während des Kaiserreichs bei ca. 10 %. Aber während mit Ausnahme Ravensburgs in den paritätischen Städten und den wenigen „alten“ evangelischen Landgemeinden die Anteile eher zurückgingen, wiesen nun die meisten Gemeinden kleine protestantische Bevölkerungsanteile auf, für die neue Kirchengemeinden mit oft großen Sprengeln gebildet werden mussten. Der Ton zwischen den Konfessionen war rauher geworden, durch eine neue rigide konservative Klerikergeneration und das gewachsene katholische Selbstbewusstsein auf der einen und eine aggressive Gegenpolemik der um ihre Hegemonie fürchtenden Protestanten.

Die Eingliederung in das württembergische Staatswesen hatte den Oberschwaben ein wesentlich besseres und vor allem endlich flächenhaftes Volksschulsystem beschert, aber ihnen alle höheren Schulen genommen mit Ausnahme des einzig weiterbestehenden Gymnasiums Ehingen (Teil 10). Erst 1880 erhielt Oberschwaben in Ravensburg ein zweites Gymnasium, die mittlere Reife konnte auch in Biberach und Riedlingen erworben werden. Den praktischen Bedürfnissen des Berufslebens entsprechend entstanden als neue Schultypen Real- und Oberrealschulen und wurde 1895 der Besuch einer Fortbildungsschule (als Vorform der Berufsschulen) nach der Volksschule zur Pflicht.

Sehr verdienstvoll sind die Ausführungen zu Kunst und Kultur (Teil 11), die wiederum wie in Band 1 erstmals einen Überblick über die allerdings wieder bescheidenen Leistungen auf diesem Gebiet geben. Oberschwaben blieb Kulturprovinz und auf dem Gebiet der Literatur sogar fast „Brachland“. Die wenigen erwähnenswerten Künstler wirkten alle außerhalb der Region. Wenig erfreulich waren die Bauten, die dank des ländlichen Wohlstands in einem „Kirchen-Bauboom“ entstanden. Schon der seinerzeitige Bischof charakterisierte sie als „herzlos, seelenlos und frierend kalt“, später wurde die „Trostlosigkeit der meisten Neuschöpfungen“ beklagt. Da man es sich leisten konnte, wurden vielfach die barocken Innenausstattungen entfernt und durch einen historistischen Stilmischmasch ersetzt. Die Rückkehr zu vermeintlich religiositätsfördernden Stilen der Vergangenheit blieb doch einem paradoxen „aggiornamento“ an den Zeitgeist verhaftet. Ein seriöseres Interesse an der Vergangenheit zeigte sich in der Rettung und Sammlung vorbarocker Kunstwerke, der Gründung von Kunst- und Altertumsvereinen, Anfängen der Denkmalpflege und in den Publikation bis heute nicht ersetzter Geschichtswerke.

Wenn Mentalität und Verhaltensweisen der Oberschwaben geschildert wurden (Teil 12), blieben die Klischees weitgehend dieselben wie vor 1870. Genussucht und Sittenlosigkeit seien sogar noch gestiegen. Oberschwaben blieb ein „Phäakenland“ im Urteil evangelischer Pfarrer. So schlimm kann es mit der Unsittlichkeit aber nicht gewesen sein, da in Oberschwa-

ben deutlich weniger uneheliche Geburten gezählt wurden als im Unterland. Dass der Anteil deutlich zurück gegangen war, lag allerdings an der Aufhebung aller Beschränkungen der Eheschließung. Ein weitgehend neues Element des sozialen Lebens war der Zusammenschluss und die Organisation gemeinsamer Interessen in Vereinen. Nach einer ersten Gründungswelle in Gefolge der Revolution von 1848/49 kam es nun zu einer wahren Explosion von Vereinsgründungen. Peter Eitel schildert die Vielfalt dieser bisweilen sozial, politisch und konfessionell segmentierten Organisationen.

Der von Peter Eitel behandelte Zeitraum begann mit einem siegreichen Krieg und endete mit einer verhängnisvollen Niederlage im Ersten Weltkrieg (Teil 13). Auch 1914 wie schon 1870 jubelte man in Oberschwaben nicht, auf die Kriegserklärung reagierte man mit „Klagen und Jammern und Weinen“. Im Vertrauen auf den Sieg fügte man sich. Als im Herbst 1918 sich die Niederlage nicht mehr verbergen ließ, kam es zu einem allgemeinen „Niederbruch der Nerven“. Friedrichshafener Arbeiter forderten in immer neuen Demonstrationswellen zunächst den Frieden, dann die Republik, schließlich Sozialismus. Die Revolution siegte, weil auch die Landbevölkerung und das Bürgertum, ja kein einziger Soldat und Offizier bereit waren, noch einen Finger für die Erhaltung des alten Systems zu rühren. Wenn der Erste Weltkrieg als die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet wird, so führte das Ende des Krieges, die Niederlage mit ihren Folgen auch in Oberschwaben zu einem „mentalenen Bruch“. Stefan Zweig schildert in seinen Erinnerungen „Die Welt von gestern“ das Lebensgefühl vor 1914: „es war das goldene Zeitalter der Sicherheit. Alles schien auf Dauer gegründet und der Staat selbst der oberste Garant dieser Beständigkeit. Alles hatte seine Norm, sein Maß und Gewicht. Dieses Gefühl der Sicherheit war das gemeinsame Lebensgefühl“. Die technischen Neuerungen, der steigende Wohlstand vermittelten den Eindruck, bei stabilen Grundfesten würde es weiter aufwärts gehen. Man lebte in einer relativ liberalen Monarchie und war mit dem patriarchalischen Regierungsstil letztlich zufrieden, wenn man auch die katholischen Belange zu wenig berücksichtigt sah. Nun sah man sich in eine chaotische Welt katapultiert, in der nichts mehr sicher schien. Wie tiefgreifend der „mentale Bruch“ war, ob damit auch für Oberschwaben das „Ende des bürgerlichen Zeitalters“ gekommen war, lässt Peter Eitel am Ende seines Buches offen.

Das Buch bietet wieder eine ungeheure Materialfülle und ein umfassendes Bild oberschwäbischer Geschichte im Kaiserreich. Es ist lebendig geschrieben, auch für ein breites Publikum gut verständlich und lesbar, bisweilen unterhaltsam, vor allem durch die vielen zeitgenössischen Zitate. Das vermittelt Nähe zur zeitgenössischen Realität und Wahrnehmung. Statistische Daten und Schaubilder stützen die Aussagen ab. Dabei werden die Daten für die einzelnen Oberämter miteinander und mit den württembergischen Daten verglichen, so dass die jeweiligen Besonderheiten deutlich werden. Eine exzellente textbezogene Bebilderung macht die Geschichte „anschaulich“.

Die klare Gliederung in die elf Sachbereiche erleichtert das Nachschlagen von Fakten, trennt aber Zusammenhänge, so dass die Verbindungslinien vom Autor oder auch im Kopf des Lesers immer wieder hergestellt werden müssen. Es bleibt der Wermutstropfen, dass der Autor dem Werden eines regionalen Bewusstseins der Oberschwaben wenig Aufmerksamkeit widmet. Nach Hans-Georg Wehling sollen die Menschen angeblich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts „zu Oberschwaben geworden sein“ in Abgrenzung zu Württemberg. Ein Indiz wäre die Fülle von oberschwäbischen Regionalorganisationen, die in einem Gründungsfieber um 1900 entstanden. Beispiele sind der oberschwäbische Turngau 1877, der oberschwäbische Schützenverband 1878, der naturwissenschaftliche Verein für Oberschwaben 1879, der oberschwäbische Sängergau 1885 und Ende des Jahrhunderts der Gau-Verband der oberschwäbischen Arbeiter-Bildungsvereine. Um 1900 schließen sich die oberschwäbischen Gewerbe- und Handwerkervereinigungen zu einem Gauverband zusammen. Um die Jahrhun-

dertwende bilden die Städte den ‚Oberschwäbischen Städteverband‘ mit regelmäßigen Städtetagen. Die oberschwäbischen Amtskörperschaften gründen 1909 den Bezirks-(Zweck)Verband der heute noch bestehenden Oberschwäbischen Elektrizitäts-Werke, um die Stromversorgung der ländlichen Gebiete sicherzustellen. Die Katholiken versammeln sich zu oberschwäbischen Katholikentagen. Die katholischen Standesvereine treffen sich zu Bezirkstagungen. Ein oberschwäbischer Pfarrer gründet eine Zentralgenossenschaft für die oberschwäbischen Bauern.

Es fehlt auch wieder wie im ersten Band ein zusammenfassendes Resümee, in dem die Verkehrsrevolution mit ihren Folgen für alle Lebensbereiche, das Kaiserreich als neuer politischer Rahmen mit der Parteipolitisation der politischen Konflikte und die Ultramontanisierung der katholischen Kirche als die zentralen Prozesse des behandelten Zeitraumes deutlicher herausgestellt werden. Für Band 1 hat Peter Eitel ein Resümee zu Beginn dieses zweiten Bandes nachgeliefert. So wird ein Rückblick auf das Kaiserreich wohl analog Band 3 einleiten.

Mit Band 2 schreitet das „Jahrhundertwerk“ voran, das der oberschwäbischen Geschichte jetzt mehr als ein Jahrhundert hinzufügt, über das bisher wenig bekannt war, es ist aber auch ein Jahrhundertwerk, das mit seiner soliden Faktengrundlage auf lange Zeit Bestand haben wird. Am Ende seines Buches kündigt Peter Eitel den dritten Band an, der in noch „dunklere“ Jahrzehnte vorstößt. Ein solches Werk zu schaffen ist zwar nur mit altwürttembergischer Disziplin zu schaffen, aber wie sehr Peter Eitel sich hier „inkulturiert“ hat, tut er zu Ende seiner Einleitung kund: „Das vorliegende Buch ist [...] eine Hommage an die Landschaft zwischen Donau, Iller, Adelegg und Bodensee [...], die mir seit vielen Jahrzehnten zur zweiten Heimat geworden ist. Was für ein gutes, beruhigendes und zugleich befreiendes Gefühl (!) ist es doch, wenn man, von der Schwäbischen Alb herunterkommend, in die Weite Oberschwabens mit ihren sanften Hügeln, ihren weißen Zwiebeltürmen und kleinen Dörfern hineinfährt!“ Peter Eitel hat sich mit diesem Band wieder große Verdienste um Oberschwaben erworben. Ihm sind viele Leser, vor allem in Oberschwaben, zu wünschen. Kenntnisse und Empathie bedingen einander. Wer sich mit dieser Landschaft schon verbunden weiß, mag sich über die Erweiterung seiner Kenntnisse freuen, die besseren Kenntnisse der Landschaft, in der man wohnt, mögen „Beheimatung“ fördern.

*Elmar L. Kubn*

*Manfred Bosch/Oswald Burger:* „Es war noch einmal ein Traum von einem Leben“. Schicksale jüdischer Landwirte am Bodensee 1930–1960. Mit einem Beitrag von Christoph Knüppel (Südseite. Kultur und Geschichte des Bodenseekreises 3). Konstanz/München: UVK 2015; 240 S., geb., zahlr. Ill., 24,99 EUR

Der Untertitel dieses Bandes lässt aufhorchen: „Jüdische Landwirte“ verheißt ungewöhnliche Einblicke, gilt doch gerade die Landwirtschaft als ein Bereich, in dem Juden im heutigen Baden- Württemberg aufgrund gesetzlicher Einschränkungen über Jahrhunderte nicht Fuß fassen konnten. Der Fokus der Einzelstudien aus der Zeit der 1930er- bis in die 1960er-Jahre liegt allerdings ganz auf den individuellen Biografien der charakterisierten Personen, die zum Teil nur sehr kurz oder auch nur oberflächlich mit der Landwirtschaft in Berührung kamen. Folgerichtig schreiben die beiden Autoren schon in ihrer Einleitung, dass es ihnen nicht um eine „Typologie“ jüdischer Landwirte gegangen sei; ihre „Beschreibung von Einzelfällen“ verstehen sie vielmehr als „eine erste regionale Annäherung an eine Thema, das bislang als Desiderat soziologischer Judentumsforschung“ gelten müsse (S. 14).

Neue Einsichten in die Agrargeschichte des südlichen Oberschwabens verspricht der Band also nicht. Das Verdienst der beiden Autoren besteht vielmehr darin, dass sie die Schicksale